

(Nachdruck verboten.)

27

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Die Reiter mit den bleichen aufgeregten Gesichtern und den funkelnden Augen lassen ihre Säule tanzen. Angesichts der Unthätigkeit der Truppe haben auch die Plünderer ihren Muth wiedergefunden, und die Bürgergardisten müssen es sich gefallen lassen, mit allerlei höhnenenden Zurufen wie „Bleisoldaten“, „Hanswürste“, „Sonntagsreiter“ bedacht zu werden. Laurent hat Athanase und Gaston Saint-Gardier wieder erkannt und hört, wie der erstere van Frans zuruft: „Werden wir denn nicht bald das Gefindel zu Paaren treiben, Herr Mitmeister?“ Die beiden Brüder haben beim Durchreiten der „Avenue des Arts“ gesehen, wie wenig schonend man das Haus ihres Herrn Papa behandelt hat, und brennen vor Ungeduld, den Schimpf zu rächen.

Bis hierher war der Dienst dieser Ehrengardie im Grunde nur eine Erholung, ein sportliches Vergnügen und ein willkommener Vorwand für gemeinschaftliche Ausflüge gewesen. Es war wahrhaftig nicht ihre Schuld, wenn sie diese Pöbelrotte zwang, Ernst zu machen.

„Faßt das Gewehr an!“ Kommandirt van Frans mit vor Erregung leicht bebender Stimme. Die jungfräulichen Klängen fahren mit metallischem Klingklang aus den Scheiden und züngeln als blasse Flamme in der behandschuhten Rechten jeden Reiters.

Das ist mehr als genug, um den Plünderern einen panischen Schrecken einzujagen. Der Menschenstrom wälzt sich nach vorn und wirft sich nach rechts und links in die Seitenstraßen. Die Kühnsten flüchten auf die gegenüberliegende Trottoirseite oder suchen hinter den Bäumen der Avenue einen Zufluchtsort.

Dann erst erschallt van Frans' Kommando: „Zur Attacke! Marsch, marsch!“

Die Eskadron jagt mit verhängten Zügel durch die Straße, Steigbügel und Säbelscheiden schlagen klirrend zusammen, das Pflaster gleicht einem funkenprühenden Schmiedeamboß.

Nachdem sie an den Haufen, die sich scheu zur Seite drücken, vorbeigejagt sind und den Anschein erweckt haben, als ob sie die Flüchtigen verfolgen wollten, pariren die Reiter ihre Pferde, machen Kehrt und wiederholen die Attacke nach der entgegengesetzten Richtung.

Die Polizei zerstreut dann die letzten Ansammlungen, die sich hier und da noch bilden, und nimmt zahlreiche Verhaftungen vor.

Beim Umbiegen um eine Straßenecke wäre Laurent um ein Haar mit Regina zusammengestoßen. Die Déjard's waren, als sie gerade bei Tisch saßen, von der Nachricht der Erzeße überrascht worden. Während ihr Gatte zum Rathhause eilte, um sich mit seinen Freunden über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, wollte Gina allen Bitten zum Trotz nicht bleiben, sondern war allein weggegangen, begierig, sich einmal mit eigenen Augen von der Unbeliebtheit des neugewählten Volksvertreters zu überzeugen.

Laurent bot ihr den Arm. „Kommen Sie, Regina! Nach Hause können Sie nicht gehen! Ihr Hotel ist eine Ruine und die Straße selbst ist nicht mehr passierbar für Sie. . . Es ist am besten, Sie kehren ins Haus Ihres Vaters zurück!“

Sie sah, daß er an der Mühe die Farben der Parteigänger Bergmans' trug.

„So, so! Sie machen also mit den Leuten gemeinsame Sache! Da haben Sie wohl auch an dem liebenswürdigen Besuch, den man uns abgestattet hat, theilgenommen? Das fehlte Ihnen wahrhaftig gerade noch, Laurent! Allerliebste, wirklich ganz allerliebste!“

„Es ist jetzt wohl kaum an der Zeit, mir Moral zu predigen und unangenehme Dinge zu sagen!“ erwiderte Paridael mit einer überlegenen Bestimmtheit, die er ihr gegenüber noch nie an den Tag gelegt hatte. „Und nun kommen Sie, bitte!“

Verblüfft über die ungewohnte Art, mit ihr zu verkehren, nahm sie folgsam den Arm und ließ sich fortführen. Laurent hielt die erste Droschke, die sie trafen, an, schob Regina hinein,

gab dem Kutscher Herrn Dobonziez' Adresse und nahm der Koufine gegenüber Platz, ohne daß diese eine Bemerkung gemacht hätte.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „aber ich werde Sie nicht eher verlassen, bis ich Sie in Sicherheit weiß.“

Sie gab keine Antwort. Nicht ein Wort wurde während der Fahrt zwischen den beiden mehr gewechselt.

Laurent's Arme berührten die der jungen Frau, ihre Hüfte begegneten sich, aber Regina zog sie mit einem erschreckten Aufzucken wieder zurück und verkroch sich in die tiefste Ecke des Wagens oder sah mit geheucheltem Interesse zum Fenster hinaus. Paridael hielt den Athem an, um den ihrigen besser hören zu können, er hätte gewünscht, daß die Fahrt gar kein Ende nähme. Alle beide gedachten ihres letzten Zusammentreffens, und während Gina sich der aufsteigenden Furcht immer weniger erwehren konnte, fühlte Laurent die Liebesleidenschaft von ehedem wieder lebendig werden.

Bei jeder Laterne tauchte das Gesicht der jungen Frau vor Laurent's Auge wie eine Vision aus dem Dunkel auf. Es schmerzte ihn tief, sehen zu müssen, welchen Widerwillen er seiner Koufine einflößte. Als der Wagen vor dem Fabrikthor hielt, stieg Laurent zuerst aus und wollte seiner Begleiterin beim Aussteigen behilflich sein. Gina sprang indessen, ohne die dargebotene Hand zu benutzen, schnell zur Erde und fragte im Tone kühler Höflichkeit: „Kommen Sie nicht mit herein?“

„Sie wissen ja, daß Ihr Vater geschworen hat, mich nicht mehr zu empfangen!“

„Nichtig, das ist ja wahr! Daran hab' ich gar nicht gedacht. . . Uebrigens, ich muß Ihnen ja noch verbindlichen Dank sagen, was? Herr Déjard kann sich schmeicheln, ritterliche Feinde zu besitzen. . .“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie die Witzelei, Koufine! . . . Wenn Sie wüßten, wie bitter ungerecht Ihre Höflichkeit ist. . . Sie dürfen sich wirklich meiner unwandelbaren Anhänglichkeit und des Gefühls unbegrenzter Bewunderung, die ich für sie hege, versichert halten!“

„Das klingt ja wie ein Drieffchluß!“ spöttelte sie, in den alten übermüthigen Ton fallend; aber dieser Ton klang gar nicht mehr echt und aufrichtig. „Nun, das thut ja nichts zur Sache. . . Nochmals besten Dank!“ Und sie verschwand im Hause.

XVII.

Herr Freddy Déjard, der neugewählte Deputirte, giebt seinen politischen Freunden das große Diner, das durch die Plünderung seines Hotels und die Unruhen bis heute aufgeschoben werden mußte.

Die Revolution war nicht von langer Dauer. Schon am nächsten Morgen wählten die braven Philister, denen der nächtliche Aufruhr eine schlaflose Nacht und Aufregung gebracht hatte, als Ziel ihres Morgenpagierganges die hervorragendsten Gebäude, die der Volkswuth zum Opfer gefallen waren. Da die Reichen nicht verfehlten, Bergmans ungeachtet seiner energischen Proteste für die Ausschreitungen verantwortlich zu machen, erfreute sich Ehren-Déjard der entriesteten Theilnahme aller in geordneten Verhältnissen lebender Leute, die sich leicht in Bodstorn jagen lassen.

Die Zeitungen, denen Dupoissy meuchlings seine journalistischen Elaborate zu verfetzen pflegt, bringen wochenlang schonungsvolle Entriestungsartikel über „die Hydra des Bürgerkrieges“ und das „aufsteigende Gespenst des Anarchismus“, und die große Zahl der Antwerpener, die Déjard und seine Auslandsflüchtige verabscheuen und die für Bergmans gestimmt haben, sehen sich zum Schweigen verurtheilt, weil ein offenes Eintreten für ihren gewesenen Kandidaten am Ende neue Tumulte heraufbeschwören könnte.

Da die Stadt die Opfer der Aufständischen für die erlittenen Verluste entschädigen mußte, hat Herr Déjard auch in materieller Hinsicht nichts verloren, ja er hat sogar die gute Gelegenheit bemerkt, bei der Schadenrechnung einen kleinen Profit zu machen.

So sieht sich Herr Déjard in der angenehmen Lage, seine lieben Getreuen, Parlaments- und Standesgenossen in einem neu ausgestatteten und möblirten Palast bewirthen zu können. Sie haben alle seiner Einladung entsprochen, Dobonziez, Banderling, der alte Saint-Gardier, die beiden jungvermählten

Ehepaare Saint-Jardier, van Frans und andere Vans, die Peeters, Willems, Janssens, den unvermeidlichen Dupouilly nicht zu vergessen.

Die schöne Frau Béjard nimmt den Ehrenplatz an der Tafel ein. Man überschüttet sie mit Komplimenten und Glückwünschen, und Dupouilly kann sein Glas nicht zum Munde führen, hne sich galant nach der Seite der Gemahlin des Deputirten zu verneigen.

In Wahrheit ist Frau Béjard tief unglücklich.

Sie hat ihren Gatten nie geliebt, aber heute empfindet sie nur noch Ekel und Abscheu vor ihm. Seit lange schon ist ihre Ehe eine Hölle, aber aus Stolz thut sie sich vor der Welt Zwang an und bringt es fertig, so untadelig zu „repräsentiren“, daß auch die Argwöhnischen sich hinter das Licht führen lassen. Sie weiß, daß ihr sauberer Gemahl eine englische Ballettuse aushält, ein großes, gemeines und triviales Frauenzimmer, das wie ein Unteroffizier flucht, Zigaretten qualmt und literweise Ingwer trinkt.

Und die zynische Intimität dieses Mannes hat Gina, die offenerzige stolze Natur, der alles Unsaubere verhaßt ist, ertragen müssen. Sein Ehrgeiz ruhte nicht, bis er seine Frau über alle die Niederträchtigkeiten, die seinesgleichen im Privatleben und in der Deffentlichkeit begehen, von Grund aus aufgeklärt hatte. Diese Bekennnisse einer schönen Mannesseele haben Gina die Gesellschaft, die nach außen hin in solch verführerischer Gestalt erscheint, in ihrem wahren Lichte gezeigt. Seither hat sie Bergmans Unverföhllichkeit begriffen, sie hat ihn darum nur noch mehr geliebt, und die stolze Gina ist dabei so weit gekommen, die Sache dieses Revolutionärs, dieses Proletariatskönigs, wie ihn der Deputirte Béjard nennt, zu ihrer eigenen machen.

Und wenn sie während der Unruhen Laurent Paridael so spöttisch und von oben herab behandelt hat, so bedeutete das einmal einen Rückfall in den altbeliebten Ton und zum andern drückte sich darin eine Art falsches Schamgefühl aus, das sie verhinderte einzugestehen, daß sie sich mittlerweile zu eben den Ansichten bekehrt, die sie bei ihm verachtet und getadelt hatte.

In Wirklichkeit hatte sie bei der Wahl für Bergmans gebetet und den Erfolg ihres Mannes verwünscht. Sie gehört jetzt Bergmans, sie ist die Seine im Fühlen und Denken. Aber da sie nie sein Weib werden kann, will sie ihre Gedanken Zeit ihres Lebens im tiefsten Grunde ihres Herzens verbergen. Sie lebt nur noch für ihren Sohn, der jetzt ein Jahr alt und ihr wie aus den Augen geschnitten ist, und für ihren alten Vater, den einzigen, den sie unter all diesen Proben noch liebt und achtet. Cora und Angela, die kleinen Versuchserinnen, sehen ihre fruchtlosen Versuche fort, die Freundin zu ihrer besonderen Lebensphilosophie zu bekehren.

Das Leben als eine andauernde Vergnüungspartie nehmen, keine Ideale haben, mit den andern nur so weit in Verührung treten, daß man sich jederzeit mühelos wieder frei machen kann, die Jugendzeit und die gute Gelegenheit bis auf den Grund auskosten, vor unerquidlichen und traurigen Dingen die Augen schließen, das waren so die Grundzüge dieser Philosophie, zu der sich alle die tiefdekolletirten Damen bekannten, die sich hier an der reichbesetzten Tafel wie üppige Pierpflanzen unter dem werbenden Liebesgestülter des brünstigen Sommerwindes neigen, sichern und über den Tisch hin Blicke des Einverständnisses austauschen. Es ist wirklich kindisch von der guten Gina, beständig Grillen zu fangen und ihren trübseligen Gedanken nachzuhängen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine wiedererstandene römische Stadt.

Die Gegend an den nördlichen Abhängen des Gebirges Aurès, des höchsten in Algerien, ist heute fast völlig verödet. Nur hier und da unterbricht ein vereinzeltes Gehöft die Monotonie der Landschaft. Und dennoch ist der Boden fruchtbar, das Klima gesund; es fällt reichlich Regen, und gegen den glühenden Hauch der Wüste ist das Land durch das Gebirge geschützt. Es braucht daher nicht zu verwundern, daß diese Gegend im starken Kontrast zu dem heutigen Zustande in der römischen Epoche dicht bevölkert war. Von Batna aus ging eine große Straße nach Tebessa, an der viele römische Städte lagen. Noch heute zeugen zahlreiche Reste von Bauwerken von der ehemaligen Bedeutung jener Kolonien.

Eine dieser antiken Städte ist jetzt von französischen Archäologen ausgegraben worden. Nach nummehr fünfzehnjähriger Arbeit ist der wichtigste Theil ihrer Ruinen ans Licht gefördert. In den letzten

Nummern der „Gazette des Beaug-Arts“ giebt A. Cagnat ein anschauliches Bild von dem Aussehen der Stadt und dem Treiben, das sich in ihr entfaltete, soweit sich dies aus den erhaltenen Resten noch erschließen läßt. Die Stadt heißt Timgad, in der Verber Sprache Thamugadi, und war vom Kaiser Trajan ums Jahr 100 nach Christi gegründet. Da ihre ersten Bürger sofort das römische Bürgerrecht erhielten, wurde die Stadt zum Zentrum des Barbarenlandes und kam sehr bald zu großem Wohlstand. Alle die großen Bauwerke, die man heute wieder ausgegraben hat, stammen schon aus dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Während der Kaiserzeit blieb die Stadt in hoher Blüthe. Auch den Einbruch der Vandalen hat sie überlebt. Zur Zeit der Ankunft der Byzantiner aber griffen Gebirgsstämme die Stadt an. Sie verjagten die Einwohner und zerstörten die Stadt mit Feuer und Schwert. Unter dem Schutze der byzantinischen Waffen lebte die Stadt noch einmal auf und hielt sich in elendester Verfassung bis zu der Zeit, wo die Araber Herren von Afrika wurden.

Timgad ist ein typisches Beispiel für die Städte, die von Rom aus auf afrikanischem Boden geschaffen wurden. In seinen Ruinen enthüllt sich ein Stück der zivilisatorischen Arbeit der Römer. Die Ausgrabungen haben gerade deshalb ein besonderes Interesse, weil viele eigenartige Züge der kleinen Provinzstädte, über die bisher Unklarheit herrschte, scharf aus ihnen herausleuchten.

Die große Straße, von der schon die Rede war, zog sich mitten durch die Stadt. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn man, ebenso wie in Pompeji, beim Eintritt in die verfallene Stadt noch die Spuren der Wagenräder auf den gepflasterten Straßen sieht, als wäre noch gestern hier ein reger Verkehr hindurch gegangen. Die Hauptstraße ist in jeder Weise ausgezeichnet. Alle die wichtigen monumentalen Gebäude der Stadt liegen an ihr; Säulenhallen faßten sie zur Rechten und zur Linken ein, um den Fußgängern Schutz gegen Sonne und Regen zu gewähren; und da, wo die Straße in die Stadt eintritt und austritt, erhoben sich zwei schöne Triumphbögen. Zum theil bis heute stehen geblieben ist der elegant konstruirte Trajansbogen, der ehemals auf einer Steintafel die Stiftungsurkunde des Kaisers trug.

Daß die Stadt militärischen Ursprunges ist — römische Veteranen hatte Trajan hier angesiedelt — zeigt die Regelmäßigkeit, ja Monotonie in den Straßenzügen. Die Nebenstraßen stoßen alle senkrecht auf die Hauptstraßen und werden ihrerseits wieder rechtwinklig von parallel zur Hauptstraße geführten geschnitten. Aus der Vogelschau gewährt die Stadt den Anblick eines ungeheuren Schachbrettes.

Vor den Trajansbogen erheben sich noch heute zwei große Södel, die ehemals die Statuen des Mars und der Concordia trugen. Eine Inschrift giebt auch über ihren Preis Auskunft: 35 000 Sesterzen (ca. 6000 M. nach unserm Gelde) haben die Statuen zusammen mit den Södeln gekostet. An der Hauptstraße, nicht weit vom Trajansbogen, liegt auch der Eingang zum Forum. Alles, was auch sonst auf diesem Sammelplatz für Müßiggänger und Mittelpunkt für allerlei politische und private Geschäfte zu sehen war, lassen auch die Ruinen in Timgad erkennen. Das Forum liegt über der Straße erhöht. Der eigentliche, sorgfältig mit Fliesen belegte Platz maß 25 zu 20 Meter. Ringsum war er, in der üblichen Weise, mit Säulenhallen und Gebäuden besetzt. Eine Basilika (Gerichtshalle) und ein Tempel, der wahrscheinlich der Vittoria geweiht war, zeigten den allgemeinen römischen Typus. Eine vier Meter tiefe Plattform vor der Vorkhalle des Tempels diente als Rednertribüne; auf ihren beiden Enden erhoben sich Södel, die Statuen der Vittoria trugen und durch eine Valustrade mit einander verbunden waren, über die hinweg der Redner zum versammelten Volke sprach.

Von ganz besonderem Interesse ist das Rathhaus, weil es zum ersten Male zeigt, wie ein Rathhaus in der Provinz ausah. Man hat zunächst den Eindruck eines Tempels. Eine Treppe von vier Stufen führt hinan. Zwischen zwei schönen, famelirten Säulen schreitet man hindurch in einen großen, rechteckigen Saal, der ganz mit Fliesen belegt ist. Er ist mit außerordentlicher Sorgfalt gebaut. Eine kleine Estrade war im Hintergrunde errichtet, zu der zwei Stufen hinaufführten. Steinsockeln, auf denen Statuen standen, stehen noch an den Wänden, die mit Marmorreliefs bedeckt waren. Die Bestimmung des Saales würde nicht völlig sicher sein, wenn wir nicht durch eine Inschrift genauen Aufschluß darüber erhielten.

Wie überall so war auch in Timgad das Forum geschmückt mit einer Anzahl von Statuen, die sich überall, wo nur ein Plätzchen frei war, erhoben. Eine ganze Reihe von Kaiserstatuen befand sich darunter. Auch das Bild des Marius als Wahrzeichen der freien Stadt durfte nicht fehlen. Ein anschauliches Bild von dem Treiben auf dem Forum läßt sich aus den Trümmern erschließen. Unter diesen Säulenhallen brachten die Bürger von Timgad einen guten Theil des Tages zu, belagerten die Verkaufsstände, führten ihre Prozesse in der Gerichtshalle, erwarteten das Ende einer Rathssitzung und hörten von der Rednertribüne die offiziellen Bekanntmachungen verlesen. Aber auch für anderen Zeitvertreib war gesorgt. Auf den Fliesen des Forums finden sich noch die Spuren verschiedener Spiele. Hier sehen wir in regelmäßigen Abständen kleine Löcher eingegraben, und es kam nun darauf an, zwischen diesen hindurch einen Ball nach einem bestimmten Ziele zu bringen. Dort war eine besondere Art von Damenbrett gezeichnet. Zur Rechten und zur Linken waren je drei Worte von je sechs Buchstaben eingegraben, so daß immer ein Buchstabe ein Feld bedeckte:

Venari	Lavari
Ludere	Ridere
Occ est	Vivere

Sagen, baden, spielen, lachen, das ist das Leben!

Das Forum von Tingad ist gewiß weniger ausgebehnt, seine Gebäude sind weniger hervorragend als die von Pompeji. Aber schon in der glücklichen Harmonie seiner einzelnen Theile, in der sorgfältigen Durchführung der Details gewährte es einen großen Reiz, der durch die herrliche Lage in einer Ebene, die von einem Kranz von Bergen umrahmt wird, noch bedeutend gesteigert wurde.

Wie ein Forum, so mußten die römischen Kolonien gleich der Mutterstadt auch ein Kapiol haben, auf dem ein Tempel für Jupiter, Juno und Minerva zugleich stand. Im Tingad hatte man einen kleinen Hügel, unweit dem Forum, gewählt, seinen Gipfel nivellirt und sorgfältig gepflastert und das Ganze mit einer Umfassungsmauer versehen. Der Tempel lehnte sich an diese Mauer an. Auch er war von gewöhnlichem Typus und barg in dem mittleren Raum die Statue des Jupiters und in den beiden anderen die der Juno und Minerva. Der Tempel hatte eine ansehnliche Größe, er maß 50 Meter in der Länge, 20 Meter in der Breite; die 12 Meter hohen Säulen hatten einen Durchmesser von 1 1/2 Meter. Die sitzende Figur des Jupiter maß nicht weniger als 7 Meter. Marmor in allen Farben muß in Gestalt von eingeleigten Platten vielfach verwendet worden sein.

Etwas Neues, wie man es in dieser Art bisher nicht kannte, zeigten wieder die Anlagen des eigentlichen Verkaufsmarktes. Er war von einem Bürger und seiner Frau für die Stadt gebaut worden; zum Dank hat man ihre Namen eingraviert und ihnen Statuen gewidmet. Mehrere Stufen führen auch hier hinauf zu einem gepflasterten Hof, der nach zwei Seiten offen ist. Nach den beiden anderen Seiten schließen ihn Gebäude ab. Das eine war eine sehr elegante Verkaufshalle, die in einem Halbkreis abgeschlossen und wieder mit einer Statue geschmückt war. Die Anlage der zweiten Seite erinnert an das Forum, was nicht zu verwundern braucht, da dieses in seiner ursprünglichen Bestimmung ein reiner Verkaufsmarkt gewesen ist. Das Ganze gruppierte sich um einen nicht überdachten, von einer Säulenhalle eingeschlossenen Raum, in dessen Mitte eine Fontäne sprudelte. Läden waren nur an der Nord- und Südseite gebaut. An der Nordseite lagen vier oder sechs Läden, ziemlich kleine, viereckige Kammern ohne einen hinteren Raum. Das südliche Gebäude war etwas erhöht; und die einzelnen Läden zeigten eine sächerartige Anlage, wobei sie in der Front einen Halbkreis bildeten. Nach vorn sind die Läden offen; ein mächtiger Tisch, dessen Platte etwa einen Meter vom Erdboden entfernt war, war an beiden Seiten in die Seitenmauer eingelassen. Eine Thür scheint nirgends vorhanden gewesen zu sein; der Verkäufer wird also unter der Platte hindurch in seinen Laden haben kriechen müssen. Jedemfalls kamen die Krämer nur zu bestimmten Marktstunden in ihren Laden und brachten ihre Waaren mit. Was sie dann im Laufe des Tages nicht bei ihrer Kundschaft hatten absetzen können, nahmen sie abends wieder mit nach Hause. Noch heute sind ja die Läden der Araber ebenso eingerichtet. Die permanenten Läden lagen an der Hauptstraße und im Erdgeschos des Marktes. Sie hatten meist zwei Räume, einen vorderen Verkaufsladen und ein hinteres Zimmer, das von innen verschließbar war und jedenfalls ständig bemittelt wurde.

Es hat den Anschein, als ob der lebensfrohe Wahlspruch, der oben mitgetheilt wurde, für die Bewohner von Tingad im allgemeinen galt. Theater und Bäder durften nicht fehlen. Das Theater liegt auch nicht weit vom Forum; man braucht nur eine Straße zu überschreiten, so ist man am Ziel. Es entspricht in seinem halbkreisförmigen Bau durchaus dem allgemeinen belamnten Typus und ist in seinem unteren Theil gut erhalten. Mit geschickter Ausnutzung der Bodenverhältnisse ist es in den Abhang eines Hügels eingebaut. Nach den vorsichtigsten Berechnungen faßte es 3500 Zuschauer. Es scheint sicher, daß die Stadt Tingad so viele Theaterbesucher nicht aufbieten konnte. Man muß sich vielmehr vorstellen, daß zu den Aufführungen das Publikum aus der ganzen Umgegend zusammen strömte. Zweifelslos fielen die Schauspiele mit den Markttagen, vielleicht auch mit religiösen Festen zusammen. An solchen Tagen rollten vom frühen Morgen die Wagen über die Straßen der Stadt, die Läden und der Markt waren überfüllt, und zur Stunde der Vorstellung strömte die bunte Menge in das Theater; unten saßen auf den ersten Bänken die Notabilitäten der Stadt und bis zu den obersten Bänken hinauf Kopf an Kopf die Menge. Es mag nicht anders gewesen sein als heute bei den großen Stiergefechten in Spanien. Man darf sich auch keinen Illusionen hingeben, als ob in Tingad irgendwie ernsthafte Kunst gepflegt worden wäre. Die Pötte war jedenfalls das Lieblingsgenre der ehrsüchtigen Bürger von Tingad. Wie im Römischen Reich zur Kaiserzeit werden auch hier Possenreißer, Pantomimen, Taschenspieler und Akrobaten die Gunst des Publikums besessen haben.

Auch die beiden Bäder, ein größeres und ein kleineres, liegen ganz in der Nähe des Forums. An all diesen Gebäuden ist weniger die Pracht und die Schönheit der Ausführung als der ungeheure Aufwand bemerkenswerth. Er zeigt die starke Abhängigkeit von der Mutterstadt Rom. Der Bürger von Tingad wollte nicht nur das römische Bürgerrecht besitzen, er wollte auch, daß seine Stadt in allen Punkten eine getreue Kopie der Hauptstadt wäre. Rom war

mit Statuen überfüllt, also mußte es auch Tingad sein. Nur standen die ausführenden Künstler in Tingad freilich nicht auf derselben Höhe wie die in Rom. — ck.

Kleines Feuilleton.

—w— Schwere Arbeit. Die Gäste gingen. Seine Frau geleitete sie hinaus und nahm die üblichen Komplimente entgegen. „Es war herrlich!“ . . . „Einen so schönen Abend habe ich lange nicht mitgemacht!“ . . . „Es war einfach wunderbar, meine Gnädigste! Einfach wunderbar!“

Ihr fröhliches Lachen!

Daß sie von diesen öden Genüssen nicht genug bekommen konnte! Und dabei, sie hatte doch schon den großen Jungen, den Fredi. Der mußte ja auch die Offizierskarriere einschlagen. So was Dummes! Warum konnte der Junge nicht das werden, was sein Vater war? Bankier . . . Kommerzienrath . . . geheimer Kommerzienrath? Das war doch gar nicht so übel!

„Wo ist Kousin Bodo?“ fragte draußen die Offiziersstimme.

Dieser Bodo war der Kerl, der Martha seit drei Monaten den Hof machte. Fredi machte in seiner Schwadron den Fähndrich. Na, gewiß, man mußte auf den Vorgesetzten, auf den Herrn Rittmeister, einige Rücksicht nehmen. Aber Martha! Dabei war er doch nur ein trodener, fader Geselle. Der Herr Kommerzienrath Raap befahl verstoßen sein Spiegelbild. Daß er zu hager war, kannte man nicht von ihm sagen. Er streichelte zärtlich die prall ausgefüllte weiße Weste. Daß sein Bart nicht so straff und wohlgepflegt war, konnte keine Schande sein. Die gar zu hohe Stirn war doch auch nur eine Ehre; ein Zeugniß der großen geistigen Anstrengungen und des Fleißes. Er strich das Haar ein wenig nach vorn. Da fiel ihm ein, daß er Handschuhe auf den Händen hatte. Wenn sie das wieder gesehen hätte . . . mit den Handschuhen auf den schweißigen Kopf! Er sah sich verstoßen um, auf diesen biden Teppichen hörte man ja keinen Menschen. Und die vielen Spiegel, die über dem Esopha, hinter den dunkelrothen Wandlampen und in den Rippenständern glänzten, konnten jede Bewegung dem im Vorraum Weilenden zeigen. Schen zog der Kommerzienrath sein Wattstüchlein und tupfte sich den Schweiß ab. Uff! War das schweiß! Dieser Dunst von den vielen Menschen, der mit Schweiß untermischt Parfümgeruch, der Weinathem; und aus dem Nebenzimmer kam noch der Tabakqualm. Wie er diese Gesellschaften haßte! Die ganze Wohnung gehörte allerlei „Besamten“. Ueberall zertretene Blumen, Zigarrenasche, Papierschnitzel und Staniol vom Koufekt. Das müsse ein Ende nehmen. Alles mit Maß! Nicht ausarten!

Jetzt sagte seine Frau: „Herr von Wollin ist noch mit einigen Herren im Spielzimmer!“

Die Offiziersstimme von vorhin: „Ach . . . so . . . dann . . . will nicht stören!“

Kleiderrauschen, Juras, Säbelgeklapper; die Thür wurde zugeklappt. Seine Frau kam zu ihm herein. Wie jung und frisch sie noch aussah im rothen Licht! Das Gesicht, die Schultern noch glatt und ebenmäßig. Nichts zu Volles, nichts Belles, Schlaffes bis dahin, wo das Kleid begann.

Sie ließ sich in einen Sessel fallen. Ach! Also war sie auch müde!

„Müchtst auch gern schlafen gehen?“ fragte er, lauernd und zufrieden.

„Nein, wie so?“ Ihre Augen glänzten in der Erregung, die sich nach überwundenem Ruhebedürfnis einstellt. Doch ihre Stimme hatte die Mattheit, das Schleppten der Schläfrigkeit.

„Au ja! 's is doch wirklich genug. Gleich drei! Man muß doch noch 'n bißchen schlafen.“

„Wirft Du ja auch noch.“

„Ueberhaupt . . . es ist mir zu viel . . . jede Woche zwei, drei Mal so 'ne Fete. Bald 'ne Gesellschaft, bald 'nen Empfang, der bis in die Nacht ausgehnt wird . . . Ich will mein Heim für mich haben! . . . Fredi wird auch so durchkommen! . . . Ueberhaupt . . . dieser Herr von Wollin . . . Du bist viel zu intim mit dem, viel zu intim!“

Sie hatte ihm still zugehört und seine Gestalt beim Auf- und Abgehen mit den großen Augen verfolgt. Jetzt lachte sie leise: „Nein, weicht Du!“ . . .

Er blieb vor ihr stehen. Sie sah schelmisch, vertraut zu ihm auf. Weider Augen sprachen mit einander. Vom Nebenzimmer klangen Gläsergeklirr, Spielmarkengerolle und abgerissene Worte herein. Ra, von der Seite hatte er auch nichts zu befrachten! Seine Frau wahrte seine Ehre. „Aber ich will doch mein Heim nicht nur für die andern haben. Und . . . ich muß doch ausruhen . . . ich muß jetzt schwer arbeiten.“

„Ja, ich weiß ja, daß Du jetzt um zehn, statt um halb elf gehst und erst um drei, statt um zwei kommst. Aber habe ich nicht auch meine Arbeit?“

„Was denn für Arbeit?“ fragte er verblüfft.

„Na, so eine Gesellschaft erfordert doch viele Vorbereitungen.“

„Dazu hast Du doch Frau Zabel!“

„Na . . . aber die Gesellschaft selbst! . . . Und Du hast doch auch Deine Leute, Deine Prokuristen und Inspektoren.“

Er wurde roth. Sollte sie etwa darauf anspielen, daß sein Prokurist die treibende Kraft des Geschäfts war?

„Erlaube mal . . . ich muß schwer arbeiten . . . wirklich schwer“

arbeiten! ... Einlenkend: „Du hast es ja auch nicht leicht ... Gewiß, davon haben andere Menschen gar keine Ahnung, was es heißt, auf den Höhen der Gesellschaft zu stehen. Das ist sehr anstrengend, sehr anstrengend!“

Und sie bedauerten sich beide. —

Geschichtliches.

— Ueber Kant's bekannten Konflikt mit der preussischen Zensurbehörde macht Emil Fromm, Stadtbibliothekar in Aachen, auf Grund der Akten des Geheimen Staatsarchivs in den „Kantstudien“ neue Mittheilungen, die auf jenen Vorgang einiges neue Licht werfen. Das zweite Stück von Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ gab die Veranlassung zu seinem Konflikt mit der preussischen Zensurbehörde. Diese Schrift erschien zur Ostermesse 1793; es geschah aber nichts gegen den Philosophen, auch nicht, als zu Ostern 1794 die zweite Auflage des Buches herauskam. Erst unterm 1. Oktober 1794 erging die von Wöllner gezeichnete kgl. Rabinetsordre, die Kant den Vorwurf machte, seine Philosophie „zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums“ mißbraucht zu haben, und ihm zugleich befohl, sich künftighin nichts dergleichen zu schulden kommen zu lassen. Fromm weist nun auf Grund einiger Notizen, die sich in den Akten des Geh. Staatsarchivs über die Vorgeschichte der Rabinetsordre vorfinden, nach, daß der Beschluß, gegen Kant vorzugehen, unmittelbar auf den König Friedrich Wilhelm II. selbst zurückzuführen ist. Dieser schrieb am 30. März 1794 eigenhändig an Wöllner: „Zu Frankfurt ist Steinbart, der auch da wird fort müssen, zu Königsberg Haffe, der ein Hauptneologe ist; desgleichen mit Kantens schädlichen Schriften muß es auch nicht länger fortdauern.“ Das Schreiben schließt dann mit den Worten: „Diesem Unwesen muß abholf gesteuert werden, eher werden wir nicht wieder gute Freunde.“

Archäologisches.

— Neuentdeckungen in Timgad. Wie man der „Voss. Jtg.“ mittheilt, nehmen die Ausgrabungen in Timgad (vgl. unser heutiges Feuilleton) rüstig Fortgang. Ein öffentliches Gynäceum, eine Fläche von 2000 Quadratmetern einnehmend — also zehnmal so groß als das pompejanische — dessen Vestibulum und zahlreiche Zinnen mit schönen Mosaiken geschmückt sind, wurde freigelegt, weiterhin der Jupiter, Juno und Minerva geweihte Tempel mit wohl erhaltenem Portikus und ein großes rechteckiges, 5000 Quadratmeter bedeckendes Thermengebäude. Man fand dort einen gangbaren Abzugskanal von über 100 Metern Länge. Der Triumphbogen des Trajan ist vollständig restaurirt. Die Ausgrabungs- und Restaurationsarbeiten werden den Winter hindurch ununterbrochen weitergeführt. —

Anthropologisches.

— Der „Frankf. Jtg.“ wird aus Straßburg geschrieben: Ein auch für weitere Kreise sehr interessantes wissenschaftliches Unternehmen bilden die von dem Straßburger Anatomen und Anthropologen Professor Schwalbe herausgegebenen „Beiträge zur Anthropologie Elsaß-Lothringens“, von denen die beiden ersten Hefte vorliegen: „Die Schädelformen der elsässischen Bevölkerung in alter und neuer Zeit“ von Dr. Edmund Blind und „Die Körpergröße der Wehrpflichtigen des Reichslandes Elsaß-Lothringen“ von Stabsarzt Dr. G. Brandt. Es handelt sich um die Frage nach Ursprung und Entwicklung der elsässischen Bevölkerung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart: durch die Untersuchung der Skelett-Überreste, besonders der Schädel aus alter Zeit, sowie durch Erforschung der körperlichen Eigenschaften der lebenden Bevölkerung nach Schädelbildung, Körpergröße, Augen- und Haarfarbe u. s. w. soll die allmähliche Entstehung des gegenwärtigen Bevölkerungsbildes festgestellt werden. Die erste der erwähnten Abhandlungen stützt sich auf die Untersuchung des reichen Inhalts der uralten Behäuser von Dambach, Scharachbergheim, Kammersberg, Ammerschwier, Zabern, Lupstein, Eppig und Harburg (14. bis 16. Jahrhundert). Sie ergibt für den Abhang des Vogesenmassivs eine vorzugsweise kurz- oder rundköpfige, nur von wenig langschädelligen Elementen durchsetzte Bevölkerung, nahe verwandt mit den kurzköpfigen Stämmen, die sich durch die Alpenkette von dem Genesee bis an die Grenzen von Inner-Oesterreich in breitem Gürtel hinziehen und deren keltische Abstammung, wenn nicht als absolut sicher, so doch als höchst wahrscheinlich gelten kann. Seit jener Zeit hat in den Städten und auf dem Flachlande die Vermischung der lang- und der kurzschädelligen Rasse stark zugenommen, während die Bevölkerung im und am Gebirge mit weit überwiegender kurzschädelliger Form als Rest einer uralten Bevölkerung gelten darf. Nach den Ergebnissen der zweiten Abhandlung, der die Körpermaße von 105 561 zwanzigjährigen Elsaß-Lothringern aus den Jahren 1872 bis 1894 zu Grunde liegen, finden sich die Kantone mit den kleinsten und kleinsten Durchschnittsgrößen (163 bis 166 Zentimeter) an der Westgrenze des Landes, und zwar speziell in den höchsten Theilen der Vogesen, die größten Durchschnittszahlen im Süden und Norden, so die Kantone Pfirt, Volchen und Mohrbach mit 169 Zentimeter; die Kantone mit den mittleren Durchschnittsgrößen 167 und 168 liegen mehr nach der Mitte des Landes. Die hohen Durchschnittszahlen fallen also mit den Gegenden zu-

sammen, über welche die Franken und Alemannen eindringen, die kleinsten und kleinsten Durchschnittsgrößen aber fallen auf jenes Gebiet, wo sich die keltischen Ureinwohner am längsten gehalten haben, und das Ueberwiegen des rundköpfigen Elementes heute noch an sie erinnert. Die beiden Abhandlungen stimmen also in ihren Ergebnissen auffallend überein. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Einen bisher noch ganz unbekanntem Kautschukbaum hat Dr. Stuhlmann, nach dem „Colonialbl.“, in Deutsch-Ostafrika auf einer Reise nach Mochorro in den Küstengebiet zwischen Dar-es-Salaam und Kilwa an feuchten Stellen gefunden. Er strebt mit einem sich meist früh verzweigenden Stamm bis zu 10 Metern in die Höhe; die ganzrandigen Blätter sind lederartig hart, die Früchte stehen sich zu zweien gegenüber und bilden längliche Spindeln, die mit einem Sprünge der Länge nach aufreißen und einen mit langer Seide behangenen Samen entlassen. Blüten und ausgereifte Früchte sah Stuhlmann nicht, doch läßt alles darauf schließen, daß die Pflanze zur Familie der Apocynaceen gehört. Die hellgraue Rinde des Baumes ist fast stets mit den Nadeln der Kautschukfahner versehen. Aus diesem Baume werden die großen Kautschuk gewonnen, die im Zanzibar-Handel unter dem Namen Ngao bekannt sind und die viel Unreinigkeit enthalten, hervorgerufen durch Vermischung von Rindenpartikeln, die sich bei der Gewinnung ablösen. Der Name des Baumes ist Ngao oder Nywe madhi. —

Humoristisches.

— Der Unrechte. Auf einem der berühmten Pullman Cars passirte folgende Geschichte: Ein Passagier kommt abends stark angeheitert auf den Zug und giebt dem Kondukteur einen Dollar mit dem Bemerkten, daß er ihn morgen auf der Station Omaha mit seinem Gepäck heraussehen solle. Er bedeutet ihm, daß er sich vielleicht in nicht ganz lebenswürdigem Zustand befinden wird, aber er mühte da aussteigen, wofür jener zu sorgen verspricht. — Am nächsten Tage um neun Uhr wacht der Passagier auf, lange nachdem der Zug die Station Omaha passirt hat und schelt nun während dem Kondukteur. Dieser kommt mit geschwollenem, zerkratztem, blutunterlaufenem Gesicht, und der Passagier fährt ihn an, weshalb er ihn in Omaha nicht gewedt habe. „Oh —“ antwortet der Keger langsam, „sind Sie der Herr, der in Omaha heraus wollte? Wenn Sie der Herr sind, der in Omaha heraus sollte, dann möchte ich wohl wissen, wer der Herr war, den ich in Omaha herausgeseht habe.“ —

— Empfehlung. Theaterdirektor: „Sie wollen also zum Theater, haben Sie aber auch die nöthige Zulage? An meiner Bühne werden glänzende Toiletten verlangt.“

Fräulein: „Ich bin mündig und vermögend genug, mir einen Lieutenant kaufen zu können, ziehe es jedoch vor, zum Theater zu gehen.“

Theaterdirektor: „Ja, wenn Sie dann auch noch Talent hätten!“ —

— Unter Domestiken. „Hast'n g'sehen den alten Baron, er ist siebzig und sein Weiberl zwanzig Jahr alt.“

„Na, da sind auch keine Nachkommen mehr zu hoffen!“

„Aber zu befürchten!“ — („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— Der „Simplicissimus“ hat, wie er selbst mittheilt, eine Auflage von über 55 000 Exemplaren. —

y. Im Dorfe Barkelsby bei Ederfürde ist die Frau eines Hüters ermordet und beraubt worden. —

— In Kacsemari (Landkreis Danzig) erschoss ein Gutsbesitzer nach erfolgter Ehescheidung die Frau und dann sich selbst. —

— Ein Bade-Anstalts-Besitzer in Mühlhausen i. Th. feierte seinen 85. Geburtstag am 5. November im Kreise seiner Badegäste durch ein Bad in der Unstrut. —

— Ein „Verein der Rechtsgeher“ hat sich in München gebildet. Er bezweckt die Reform des Fußgängerverkehrs, indem er praktische Propaganda für das Rechtsgehen auf der Straße macht. Die Mitglieder verpflichten sich, nach den „M. R. R.“, nur rechts zu gehen und nach rechts auszuweichen und alle Entgegenkommenden, die gegen diese Grundregeln eines geordneten großstädtischen Straßenverkehrs verstoßen, „mit nachdrücklicher Energie“ hierauf aufmerksam zu machen. Gegenüber solchen Personen, die über eine vielversprechende Handschuhnummer verfügen, darf an Stelle der nachdrücklichen Energie die sanfte Gewalt der Ueberredung treten. —

— In Kolumar wurde ein angeblicher Amerikaner verhaftet, der beschuldigt wird, einen schwinghaften Mädchenhandel nach dem Ausland betrieben zu haben. —

— Die Spielbank in Ostende hat in dieser Saison einen Reingewinn von über sieben Millionen Franks erzielt. —

c. o. Nachdem er dreißig Jahre unschuldig im Zuchthause gesessen, kehrte dieser Tage ein jetzt 54jähriger Mann in seinen Heimathsort Fluminimagiore auf Sardinien zurück. Er war auf Grund falscher Zeugenaussagen wegen Raubmordes zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden; die ehemaligen Zeugen gaben jetzt den wahren Sachverhalt an. —